
Vielfalt, Freiheit, Fairness!? Künstlerische Praxis zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Keynote Fairness.

*
Von Katja Kullmann

*
Guten Abend, werte Kolleginnen und Kollegen. Ich hoffe, dass ich Sie so nennen darf, vielleicht wird später klar, wie ich auf diese Idee komme. Jedenfalls bedanke ich mich für die Einladung. Ich wurde gebeten, einen kleinen Vortrag zum Thema »Fairness« zu halten und Sie damit gewissermaßen anzustacheln für die Kongresstage, die vor Ihnen liegen. So werde ich nun für zwanzig Minuten etwas schlechte Laune in diesem Saal verbreiten und hoffe, Sie sehen es mir nach. Beim Thema »Fairness« kann ich im Moment nicht anders. Und im Gegensatz zu vielen von Ihnen bin ich leider keine gute Schauspielerin.

Als Theatermenschen sind Sie vertraut mit Bühnen aller Art. Ich übe einen deutlich zurückgezogeneren Beruf aus. Er besteht darin, ab und an durch meine jeweilige Umgebung zu spazieren und Dinge aufzuschnappen, um dann, eben: still, an meinem Schreibtisch zu sitzen, Zeugs lesend, herumdenkend, ab und an ein paar Sätze in die Tasten hauend, Sätze, die ich in der Regel an den Meistbietenden verkaufe. In den 90er Jahren, als ich in die Volljährigkeit startete, bleute man es den jungen Erwachsenen ein, es dröhnte wirklich von überall her: »Mach' was mit Wissen, mach' was mit Medien, oder am besten gleich mit Kultur, Medienwissenschaft, Kulturprojektvermittlung ist die Zukunft, you're an artist, too!« Von Freiheit war damals viel die Rede, ich fand das Wort toll. Bill Gates fragte in einem Microsoft-Werbepot: »Where do you want to go today?«. Und ein paar Jahre später kursierte dann dieser Satz: »Wir wollen alle nicht mehr mit Geld bezahlt werden, sondern mit Liebe.« Manche behaupten, das Zitat stamme von René Pollesch. Andere ordnen es Dietmar Dath zu. Wer auch immer es zuerst ausgesprochen hat: Sie wollten doch sicher auch mal berühmt werden, sonst hätten Sie doch bestimmt etwas Anständiges angefangen mit Ihrem Leben und säßen nicht heute hier.

Anders als ein sogenannter Kommunikationsberuf es vielleicht erfordert, besitze ich bis heute kein Smartphone. Ist das ausgefallen? Ist das vielleicht schon Kunst, jetzt, unter den neuen Bedingungen? So rückständig, dass man es als avantgardistische Performance lesen kann? Nun ja - wir sind doch alle funkelnde Artworks,

jeder für sich, jeder darf und soll doch ganz individuell er oder sie selbst sein, selbst-erfinderisch und gut gelaunt den eigenen Zielen, Träumen, Visionen folgen und seinen Beitrag leisten, für die community oder sonst wen - jeder ein Kernkraftwerk der Einzigartigkeit, oder etwa nicht? Ich habe jedenfalls wahnsinnig gern meine Ruhe. Und irgendwie ... ja, irgendwie komme ich mit der Schreibtischmaschine durch. Seit einem Vierteljahrhundert verdiene ich mit dem Denken und Schreiben - also mit dem, was mir am meisten Vergnügen bereitet, man könnte auch sagen: mit meiner Selbstverwirklichung - mein Geld. Oder sagen wir besser: Ich versuche es. Mal läuft es fantastisch. Über die meiste Zeit läuft es mittelprächtigt. Dann phasenweise auch mal wieder verheerend.

* Wenn ich zu einer Veranstaltung wie dieser eingeladen werde, geht es meist um die sogenannte Kreativwirtschaft. Vor vier Jahren schrieb ich ein Buch über jene sagenumwobene neue Ökonomie, genauer gesagt, über die dort üblichen absurden Erwerbsverhältnisse. Seither brummt mein business. Die Welt kriegt gar nicht genug von anrührenden Kreativ-Notfall-Geschichten, von Erwerbs-Emergency-Anekdoten. So oft habe ich das Thema schon besprochen und beschrieben, vor hoffnungsvollen Jungdesignern und verzweifelten Malern, vor enttäuschten Hörspielsprecherinnen, Übersetzern und Social-Media-Dingsda, dass ich kurz davor bin, ein brand zu werden, verstehen Sie? Eine Marke auf dem Markt der Möglichkeiten. Ein Kollegenfreund - auch er schreibt, auch er hat vor, eines Tages ein Opus Magnum zu verfassen, auch er legt ab und an als »schreibender DJ« Schallplatten auf, für vielleicht 50 bis 80 Euro am Abend, genau wie ich - jener Freund schenkte mit einmal das Wort »Panel-Prekariat«. Als solches stehe ich heute hier also vor Ihnen: Als ein Mensch, der die Aufstockerei sehr gut von innen kennt und dennoch ab und an im Fernsehen sitzt, als eine, die sich gelegentlich für eine Kurzreise quer durchs Land buchen lässt, Bahncard-Tarif, zweite Klasse, um sich, wie hier, für ein bis drei Stunden doch auf eine Bühne zu stellen und letztlich für nichts als heiße Luft, für nichts als ein paar Gedanken und Formulierungen ein bisschen was zu kassieren.

* Und wissen Sie was? Das schafft Arbeitsplätze. Was wäre denn sonst los, in diesem Schiffsschraubenwerk hier, das sich inzwischen Kulturfabrik nennt? Draußen im Foyer werden Brötchen und Getränke verkauft, die wurden gebacken, abgefüllt und geliefert, da steckt ehrliche Arbeit drin; jemand hat die Leuchstoffröhren hier angebracht und wartet sie, andere machen die Fußböden sauber, und da die nächste U-Bahn-Station recht weit entfernt ist, wird auch der eine oder andere Taxifahrer ein paar Euro hieran verdienen; Veranstaltungskalender müssen mit Veranstaltungshinweisen gefüllt werden, und grob geschätzt acht Medien-Praktikanten sitzen jetzt hier im Saal verstreut und schreiben - vorläufig unbezahlt - mit, damit mal etwas wird aus ihnen. Was Sie und ich hier tun oder besprechen, mag kaum jemanden außerhalb dieses Saals interessieren. Dennoch ist es sehr sehr wichtig. Ohne Sie und mich ginge hier gar nichts, verstehen Sie? Tote Hose, Licht aus. Das hier ist: Kreativwirtschaft.

Ja, es gibt diese Wirtschaft wirklich. Die Politik, konkret: die Wirtschaftsministerkonferenz, formulierte im Jahr 2009 aus, was genau darunter zu verstehen ist - nämlich »diejenigen Kultur- und Kreativunternehmen (...), welche überwiegend

erwerbswirtschaftlich orientiert sind. (...) Der verbindende Kern jeder kultur- und kreativwirtschaftlichen Aktivität ist der schöpferische Akt (...).« Elf entsprechende Teilbranchen haben die Wirtschaftsminister aufgelistet, sie heißen: Musikwirtschaft, Buchmarkt, Kunstmarkt, Filmwirtschaft, Rundfunkwirtschaft, Darstellende Künste, Architekturmarkt, Designwirtschaft, Pressemarkt, Werbemarkt, Software-/Spieleindustrie.

Der hiesige Kreativwirtschaftsbegriff lehnt sich an das an, was Tony Blair in den 90er Jahren in Großbritannien einführte: die Idee, neuartige creative industries zu fördern, um dem Strukturwandel ein Schnippchen zu schlagen. So viele Werften, Spinnereien und andere Produktionsstätten der old economy standen in Großbritannien damals leer, so viele Stadtteile drohten zu verwaisten und zu verschimmeln, weil gewisse, nun ja, globale Standortverlagerungserwägungen dazu geführt hatten, dass anderswo billiger produziert werden konnte. So viele Menschen hatten schon ihre Jobs verloren, seit den Frühtagen des neoliberalen Regimes unter Margaret Thatcher. Blair leistete sich einen Stab teuer bezahlter Berater. Auch Berater sind darstellende Künstler, Schauspieler mit Schlips und Kragen. Blairs Berater berieten Blair: Wie wäre es, wenn frische, wohlgezogene junge Leute in all die leeren Fabriketagen einzögen? Die jungen Leute könnten ... T-Shirts mit Katzen oder Eulen oder Slogans bedrucken - Keep calm and carry on -, sie könnten schöne Gegenstände aus Holz oder Filz basteln und die dann ausstellen, überhaupt: Vernissagen! Improvisationen und Installationen! Konzerte statt Maschinengeheul! Kein Dreck mehr, kein Ruß, kein Rost. Stattdessen: sanft surrende Computer, ansprechendes Lichtdesign, Fotokunst und Samuel Beckett als Musical! Blair gefiel das alles so gut, dass er 1997 die Parole eines New Britain ausgab und wenig später ein pathetisches Buch mit dem Untertitel My Vision of a Young Country veröffentlichte.

Zum Ende der Nullerjahre prangte hierzulande auf der Homepage des Bundeswirtschaftsministeriums dann der Spruch: »Die Kreativwirtschaft ist das Leitbild der Industrie von morgen.« Mittlerweile erwirtschaftet die hiesige Kreativbranche weit über 130 Milliarden Euro jährlich. Das ergibt eine Bruttowertschöpfung von gut über 60 Milliarden Euro. Tatsächlich handelt es sich um den am stärksten wachsenden Sektor, den drittichtigsten dieses Landes. Auf kreative Art wird inzwischen mehr erwirtschaftet als in der gesamten hiesigen Chemieindustrie und bald so viel wie in der Automobilbranche. Steuerlich wird eifrig nachgerüstet: Seit 2014 sind die Finanzämter angewiesen, Kulturschaffenden gesonderte Steuernummern zuzuteilen, auch freien Künstlern oder solchen, die wegen Geringfügigkeit kein Gewerbe anmelden müssen. Der Staat bereitet sich auf kommende Kreativmassen vor. Tatsächlich hat sich die Zahl derjenigen, die einschlägig erwerbstätig sind, in den jüngsten zehn Jahren verdreifacht, auf nun annähernd 1,6 Millionen Menschen. In Großstädten wie Hamburg oder Berlin stellen Kultur- und Kreativarbeiterinnen heute schon gut zehn Prozent der Erwerbstätigen, Tendenz steil steigend.

Von dem vielen schönen Geld kommt allerdings nur sehr wenig bei den Produzierenden und Ausübenden an. Der Bundesverband Freier Berufe sagt, dass es bei den »freien Kulturberufen« eine besonders hohe Zahl von »Not-Selbstständig-

keiten« gebe, von ganz und gar unfreiwilliger Freelancerei. Diejenigen, die Drehbücher schreiben, Grafiken basteln oder Arien singen, diejenigen, ohne die es die ganze Magic gar nicht gäbe, verdienen im Schnitt 15.000 Euro im Jahr, wie die Künstlersozialkasse (KSK) vermeldet. Interessant scheint mir in diesem Zusammenhang, dass das altbekannte Pay Gap, das Einkommensgefälle zwischen Männern und Frauen, sich hier genauso giftig hält wie in den allerkonservativsten Patriarchen-Branchen. Laut KSK kommen männliche Kreativ-Frickler im Jahr durchschnittlich auf 17.000 Euro Einkommen. Wer es als Frau versucht - selber Schuld - muss im Schnitt bei 13.000 Euro artig danke sagen.

Medienhäuser, Booking-Agenturen und Konzerne, die als gönnerhafte Sponsoren auftreten, das Hotel- und das Gastronomiegewerbe und vor allem die Immobilienbranche schöpfen derweil ordentlich ab. Kunst und Kultur sind die entscheidenden Standortvorteile im globalen Investitionswettbewerb. Kaum noch ein Bürgermeister in kaum noch einem Kaff, der nicht alljährlich mit einem großen Sommerkultureventfestival um Aufmerksamkeit wirbt. Leute wie Sie und ich sind die Statistinnen und Statisten, lebendige Dekorationen, die für den Fortschritt dringend gebraucht werden. Die »Theaterliteratur« habe heute zunehmend eine »Dienstleistungsfunktion« für kulturgieriger Kommunen, sagte die österreichische Dramatikerin Katrin Röggla im Frühsommer bei einer Literatur-Tagung im Berliner Brecht-Haus. Der österreichische Schriftsteller Stefan Schnitzler ergänzte: »Wir Autoren sind Repräsentationsfiguren für den ganzen Zirkus.«

Nun habe ich mir etwas genauer geschaut, wie es für Schauspielerinnen und Schauspieler so aussieht, für freie zumal. Und ich schleudere Ihnen hiermit ein herzliches »Oh je!« entgegen. Meine Lieblingsüberschrift zu Ihrer Problemlage fand ich in der Wochenzeitung Neues Deutschland, sie lautete: »Hartz IV für Romeo und Julia«, Unterzeile: »Runter von der Bühne, ran an die Putzeimer«. Im Text heißt es: »Einige sind zuversichtlich und viele zudem Realisten: Sie haben einen Zweitjob, wie Leif Stawski, der im ‚Zauberer von Oz‘ am Lübecker Theater spielt, in der SOKO Wismar als Bösewicht unterwegs ist und außerdem therapeutische Massage anbietet; wie Christine Döring, die als Kommissarin in der Münchener SOKO 5113 gut verdient hat, und dazu eine Yoga-Ausbildung machte.« Sehr lebendig klingt auch, was der Theater- und TV-Schauspieler Alexander Sternberg einmal zu Protokoll gab, in einem Buch mit dem schönen Titel: »Wovon lebst du eigentlich? Vom Überleben in prekären Zeiten«. Sternberg sagte, er habe schon »auf der Straße den Tagesspiegel verkauft oder Promotion gemacht in Einkaufszentren (...), in Königs-Wusterhausen an der Käsetheke gestanden. Oder Messeaufbau. Mit fünf Leuten im Golf nach Mönchengladbach gefahren, dort drei Tage durchmalocht und dann morgens um 5 wieder in den Golf und ab nach Berlin.« Ich kann mir gut vorstellen, dass es einen früher oder später aggressiv macht, wenn in Tourismus-Broschüren mit der »lebendigen, künstlerischen Atmosphäre« geworben wird, werben, die von dem kleinen Kellertheater ausgeht, in dem vielleicht genau Sie an sechs Abenden in der Woche die Lady Macbeth geben, für 25, 30, 50 Euro pro Vorstellung? Und wenn das Viertel, in dem Sie und das Kellertheater zu Hause sind, durch jene Werbung so rasend schnell so rasend interessant für Betongold-Anleger wird, dass Sie in absehbarer Zeit von dort vertrieben werden, genau wie der Gemüsemann an der Ecke und die Schneiderin eine Tür weiter.

Anfangs habe ich Sie als »Kolleginnen und Kollegen« bezeichnet. Ich meine damit eine strukturelle Kolleginnenschaft. Wobei unsere Branchen sich in einigen Punkten doch unterscheiden. Jemand wie ich hat es vor allem mit Urheberrechtsfragen zu tun: Wer macht den größten Batzen mit den Texten, die man herstellt? Wie viel kassieren die Verleger, ob Zeitungs- oder Buchverleger, wie viel bleibt bei einem selbst hängen? Und wie ist das mit der share economy, dem Teilen von Inhalten im Netz - wenn fremde Menschen ihre Texte also weiterverbreiten, ohne Sie zu fragen, und wenn Riesenportalmaschinen wie Facebook oder Instagram von genau diesem Sharen reich und reicher werden, nur man selbst nicht? Da haben Schriftsteller, Fotografen und Musiker sehr viel gemeinsam. Was Ihre Branche angeht, so haben Sie es wohl vor allem mit sogenannter Förderpolitik zu tun. Ich nehme an, sie ist ein wichtiges Thema auch hier bei diesem Kongress. In Berlin wurde gerade heftig über den kommenden Kulturhaushalt gestritten, der bis 2017 zwar ordentlich aufgestockt werden soll - aber der größte Zugewinn ist für den ohnehin etablierten Platzhirsch, die Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz vorgesehen, während kleine, freie Einrichtungen weiter knapsen müssen. Das bot Anlass zu zornigen Kommentaren. Vor allem, da der bisherige Volksbühnen-Intendant Frank Castorf 2017 vom bisherigen Kunst-Kurator Chris Dercon abgelöst wird. Dercon gilt vielen als Ausbund des neoliberalen Kunstzugangs, als Verräter. Ziemlich klug fand ich ja, was Dercon schon 2010 im Kunstmagazin Monopol sagte: »Mittlerweile haben wir ein Millionenheer von Enthusiasten, (...) die nicht wissen, welcher gesellschaftlichen Gruppe sie angehören, für die es keine parteipolitischen Programme gibt. Diese Gruppe wächst an, und man hofft, dass sie selbst nicht erkennt, wie groß sie ist. Dass sie sich selbst weiter ausbeutet unter dem Schirm von Events, Kongressen, Partys und so weiter.« Als »Heer der freien Dienstleister« bezeichnete er die wachsende Gruppe kreativ Enttäuschter, Erschöpfter, Versprengter.

Sie und ich, wir sind nicht halb so allein, wie man sich als Quasi-Beinahe-sogut-wie-Künstlerin manchmal vorkommen mag. Ob »Werkverträge«, »Projekt-Engagements« oder »Honorarpauschalen«: All diese wackeligen Erwerbsformen wurzeln in den Kultur- und Kreativbranchen. Von dort sind sie aber längst ins Klinik- und ins Transportwesen gewandert, in den Einzelhandel, den Tourismus, die Gastronomie und die Post. Sehr viele akademisch ausgebildete Kreative haben inzwischen viel mehr gemein mit den auf Stunde bezahlten Supermarkt-Regal-Einräumern und den per Zeitarbeit verliehenen Security-Bären, über die sie mitfühlende Dramen schreiben, aufrüttelnde Sozialstudien erstellen oder deprimierende Reality-Dokus drehen, als mit den Agentur-Chefs, Ressort-Leitern und Etat-Bewilligern, von denen sie sich Aufträge erhoffen und ein bisschen Honorar.

Das Ende meines Vortrags beginnt jetzt: Ehrlich gesagt, kann ich die Debatten über staatliche Kulturförderung im Moment nicht mehr hören. Auch für Literatur gibt es ja öffentliche Töpfe. Es ist eine sehr subjektive Sache. Für mich kommt es nicht in Frage, meine Zeit mit dem Schreiben von Anträgen zu verschwenden, mich bei Gremien einzuschmeicheln, bei der staatlichen »Kulturproduktionsbürokratie«, wie der Schriftsteller Jörg Fauser einmal schimpfte. Lieber mache ich ab und an für ein Extra-Taschengeld den »schreibenden DJ« in irgendeiner

Bar. Wie käme ich denn dazu, das bisschen, was ich da mein Erwerbsleben nenne, als besonders schützenswert zu betrachten? Ich denke oft: Wie viel Staatsgeld steht einer Künstlerin der Haarkultur zur Verfügung, wenn sie einen Salon gründen will? Wie förderwürdig wäre das Kunstwerk, das Lebenskunstwerk, wenn jemand alleinerziehend mit zwei Kindern unter 12 und mit drei verschiedenen Minijobs über die Runden kommt? Wer braucht meine Kurzgeschichten, wer meinen Roman? Und: Wäre die Welt ohne Ihre Aufführungen wirklich ein kälterer Ort? Ganz klar kann ich sagen: Den Narzissmus, etwas Besonderes zu tun, habe ich mir spätestens in meiner Zeit beim Job-Center abgewöhnt. Dort traf ich auf Andere, die ich ebenfalls zum erweiterten Kollegenkreis zähle. Fairness ist für sehr viele Menschen inzwischen nur noch eine nostalgische Vokabel. Aber nicht viele haben eine so schöne staatlich geförderte Hallen wie diese, um dort tagelang darüber reden zu können, und womöglich steht es danach dann auch noch in irgendeiner Zeitung.

Leute wie Sie und ich, Künstler und Kreative, sind gebildet, wissen sich zu benehmen und auf sich aufmerksam zu machen. Wenn dieser Tage um etwas gerungen werden müsste, dann doch um etwas, das man eine »Grund(ver)sicherung« nennen könnte, dazu gehören die öffentliche Bildungs- und Gesundheitsversorgung, der öffentliche Nah- und Fernverkehr und ein ausreichendes Kontingent von Wohnraum, der auch mit einem Median-Einkommen oder weniger zu bezahlen ist. All diese Grundlagen sind aktuell bedroht, und ich wiederhole: für alle. Der Künstlerinnen-Begriff geht mir inzwischen extrem auf die Nerven. Ich betrachte mich als Wanderarbeiterin unter Wanderarbeiterinnen, eine, die gewisse Aufmerksamkeitsprivilegien genießt, das stimmt, grundsätzlich aber als Tagelöhnerin unter Tagelöhnern. Sie betrachte ich genauso. Und ich denke, da müsste man ansetzen: bisschen größer, bisschen weiter, bisschen kräftiger, als Kollegen unter Kollegen, Kollegen auch der Anderen. Das ist jetzt das Ende meines Vortrags. Ich meine es gar nicht so. Danke für Ihre Aufmerksamkeit.